

Dahcim. — Dahcim.

Nachdenklich zu lesen.

Es vergeht kein Winter, in welchem nicht neue Vereine in's Leben treten. Wohlthätigkeits- und Bildungs-Vereine, geistliche und gewerbliche Vereine, Gesangs- und Turn-Vereine, — wer heut zu Tage leben lassen will, muß aktives oder passives Mitglied von mindestens einem halben Dutzend von Vereinen sein.

Segen oder Unsegen des Vereinswesens klar zu legen, soll nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, — es soll hier nur auf eines aufmerksam gemacht werden, das in geradem Gegensatz zu den wichtigsten Vereinsbestrebungen der Gegenwart zu stehen scheint.

Es giebt einen Verein, der naturgemäß die aufmerksamste Pflege wie die lebendigste Theilnahme seiner Mitglieder verlangt; einen Verein, welcher die schönsten Blüten treiben, die reifen Früchte zeitigen soll; einen Verein, der allerdings auch Geld kostet, der aber über dem Gelde die Einigkeit aller Lebens- und Liebesthätigkeit fördert, — und doch lehrt die Erfahrung, daß diese Vereinigungen nur rein äußerlich angehöhen — und daß Ungezählfte die Zwecke und Ziele dieser Vereinigung völlig verfehlen.

Welchen Namen dieser Verein trägt? Er führt keinen fremdländischen, holzen Namen — er heißt — „deutsches Haus“ — „Familienleben“ — „Dahcim!“ Mitglieder dieses Vereins sind Alle, welche auf dem Boden des Hauses stehen. Wie Viele oder Wenige es mit den Pflichten dieser Vereinigung ernst nehmen, wie Viele trotz ihres Dahcim heimathlos sind oder sich heimathlos machen, — darüber schweigt die Statistik der Zahlen. Es sind das Gewissensfragen und auch das Gewissen hat seine Statistik.

Man geht endlich den heimathlosen Leuten schonungslos zu Leibe. Will Recht! Es muß mit jenen Vaganten angefaßt werden, welche das Arbeiten verlehren haben. Aber ich meine: zu jenen Vaganten, denen das Glück des eigenen Herdes nur als Kagenfieber erscheint, gehören nicht bloß die verlorenen Söhne und Töchter unseres Volkes, welche sich in frecher Laune um den Segen des Lebens betrogen, — ich meine: das ganze Geschlecht der Gegenwart, dessen Väter und Kinder wir sind, hat etwas Unheiltes, Unheilsvollendes an sich.

Wir haben zum guten Theil den Sinn für unser „Dahcim“ verloren. Die Zeit, welcher das Wort „Dahcim“ wie Besesse, wie Glodengelaut am Abend klang, scheint vorüber zu sein. Charakteristisch für das Familienleben unserer höheren Stände z. B. ist mir immer die sogenannte Hochzeitsreise erschienen, — oder ist es nicht sonderbar, wenn ein junges Paar, welches in den Brauttagen nichts schmelzlicher als den Bau des eigenen Herdes ererbte, in der ersten Stunde nach der Beschließung den fremdlichen Bau sichtet und meidet? Statt das Gute in der nächsten Nähe zu suchen, schweift man in die Ferne; statt sich im Centrum des häuslichen Kreises einzumischen und von hier aus in die Peripherie fernen und beherzigten zu lernen, fährt man in der denkbar weitesten Kurve um das Centrum herum. „Überall bin ich zu Hause, überall bin ich beheimatet“, — nur nicht in dem häuslichen Familienwinkel. Nun möchte ich um keinen Preis für einen Stubeuhörer gelten, der die Welt und das Leben in seine Frenede gebannt zu haben meint, oder ich möchte auch nicht den Weltumwiegler gleichen, die nur einen Blick für nobelste Weiten haben, — ich möchte vielmehr von meinem Dahcim, welches mir das Herz fröhlich und weit macht, starken Schrittes in das Leben da draußen wandern und wiederum möchte ich aus dem vielbewegten Leben, welches meine Seele stark macht, fröhlichen Schrittes in mein Dahcim wandern.

Die Wurzeln unserer Kraft wachsen in unserem Dahcim. Was lagen doch die, welchen der Kreis des Hauses zu enge, das Ziel des Familienlebens zu beghränkt, die Aufgabe dieses häuslichen Vereins zu einseitig erscheint! Sie meinen, daß dem Manne das „feindliche Leben“ gehöre und daß er in dem Auf- und Niedersteigen der Lebensstufen seine Kraft zu benützen habe — und gewiß hat der Schiller recht, wenn er dem Manne das „Wirken und Streben, das Pflanzen und Schaffen, das Erkräften, Erraffen, Werten und Wagnen“ als Lebensaufgabe zuschreibt. Aber das „feindliche Leben“ tricht seine Wurzeln doch nicht etwa an den Mauern des Hauses; wer das Leben kennt, weiß, wie es keine brandenden Fluten auch in das stillste Haus hineinragt. Und gilt das Pflanzen und Schaffen nicht ganz besonders dem häuslichen Vereine? Zum Pflanzen gehört das Graben und zum Graben das Sien — die eigentliche Arbeit eines treuen Vaters ist Säemanns-Arbeit. Wie kam er aber in seinem

Dahcim sein oder ernten, wenn er sein Haus sichtet? Ist es eine Entschuldigung, wenn er sagt: „Es ist zu langweilig zu Hause!“ Nun wohl, so sei du kurzweilig! Aber wir haben es verlehrt, in die Tiefen des Familienlebens hinauszusteigen und aus der Tiefe gute Erze zu fördern, — Männer sowohl wie Frauen gehen über die Oberfläche dahin und wenn sie wirklich eine Blüthe pfücken, so ist's immer nur die Blüthe einer vergänglichlichen Schönheit.

Wir haben Vereine und Vereinsbestrebungen in Hülle und Fülle, wir stellen unsere Kräfte so gern in den Dienst von Vereinszwecken, aber es sollte auch hier heißen: „das eine thun und das andere nicht lassen.“ Mein Rest muß mir das liebste, mein Dahcim das traueste, unsere häusliche Vereinigung die feinste und legendvollste sein. Neulich sagte mir ein Gefährtsmann: „Ich kann gar nicht mehr verdienen, als wenn ich mit meinen Kindern spiele,“ — das mag absonderlich klingen, aber es klingt rein und hell wie lauterer Gold. Der Mann weiß, was ein „Dahcim“ für Werth hat.

Und nun möchte ich einem das Wort geben, der's besser versteht, als der Schreiber dieser Zeilen, — das ist Max Frommel. Der hat einmal eine Hochzeitsrede gehalten, die man genug gern lesen wird. Hier folgt sie: „Einst, als man in deutschen Landen die schönen Dome baute, wurde stets der Chor nach Osten gerichtet, damit die Strahlen der Morgenröthe durch die hohen Fenster fielen. Kreuz und Rose waren die Grundmotive in mannigfaltiger Variation, das Kreuz im Grundriß und auf dem Thurm, die Rose am Portal und in den tausend Kreuzblumen; das Kreuz als Sinnbild des Glaubens, die Rose als die Liebe, die Richtung nach Osten als die Hoffnung. Es waren bedeutsame Gedanken, die da in hebräer Kunst ihren Ausdruck fanden beim Aufbau und Schmuck der Gotteshäuser.“

„Nun sollen aber nicht nur die Kirchen Häuser Gottes sein, sondern die Häuser der Kinder Gottes sollen an ihrem Theil auch Kirchen sein, jedes Christenhaus ein Hauskirchlein im Kleinen. Unsere lieben Brautpaare möchte ich nun heute in sein neues Haus so etliche unentbehrliche Stücke wünschen, wie sie in einer Kirche sich finden und wie sie in ein Christenhaus gehören. Ich beginne mit der Kanzel — die gehört dem Manne. Zwar nicht, um seine Frau abzuzanzeln, sondern weil er das Wort zu führen hat. Was er geistig erwehrt, was ihm innerlich wächst und wird, das soll er der Frau mittheilen und nicht denken: das sind Männerkramen, davon versteht sie nichts, sondern er soll sie Theil nehmen lassen an allem, was ihn innerlich bewegt, soll das Haus verlangen mit dem Wort des Lebens, damit der geistige Duell immer frisch stehen möge und den Boden des Hauses erquickend nähre. Sollte es unsern Bräutigam einmal amwandeln, daß er gedächte, seiner Frau eine Predigt zu halten von seiner Hausanzel herab, so will ich als Prediger ihm zwei goldene Regeln zur Abfassung einer solchen geben: 1) eine gute Predigt muß kurz sein, wenn sie ihre Wirkung nicht verkehren soll; 2) der Prediger muß die betreffende Predigt immer erst sich selbst gehalten haben, ehe er sie der Frau halten will. Sonst wird es übel gerathen.“

„Nun der Kanzel steht in der Kirche die Orgel. Die gehört der Frau, daß sie das Wort des Mannes begreife, (accompagnire) mit feinstem Geruch, je nach Bedürfnis schnell oder langsam, piano oder forte, Dur oder Moll, Adagio oder Allegro, in den hohen oder tiefen Tönen. Nun ist es um die Orgel in den hohen oder tiefen Tönen. Ich selbst verstehe leider nicht viel davon, doch habe ich das Glück, eine ausgezeichnete Orgelspielerin in meiner unmittelbaren Nähe zu haben. Sie wurde einmal gefragt, wie sie es doch mache, daß ein solch seelenvolles, gleichmäßiges Spiel bei ihr zu hören sei und daß die Pfeifen ihrer Orgel nie verstümmelt seien. Denn wenn einer auch nicht viel vom Orgelspiel versteht, soviel weiß er doch: man mag noch so kunstreich spielen — wenn die Pfeifen verstümmelt sind, so fehlt die Harmonie. Meine Orgelspielerin antwortete: „Das muß man von der heiligen Cäcilia lernen.“ Es fennen wohl alle das herrliche Bild von Maria, welches die Erfinderin der Orgel vorstellte: sie läßt die Orgelbausteine sinken, den Blick nach Oben gewandt, lauschend auf den Gehang der Engel. Wer die Orgel recht will spielen lernen, der lasse die Hände sinken und hebe den Blick nach Oben und lausche den Tönen von dorther und lerne von diesen heiligen Sängern den rechten Ton anschlagen in Freude und Schmerz. Ja, der Ausblick nach Oben giebt das rechte Orgelspiel in der Hauskirche, und wenn die Orgel schweigt, fängt die Predigt an, und wenn die Predigt zu Ende ist, dann fällt die Orgel wieder ein, damit die heilige Harmonie nicht gestört werde am häuslichen Herde.“

„Zu Kanzel und Orgel kommt in der Kirche noch eins: das ist die Sakristei. Unsere lieben Alten nannten sie auf gut Deutsch die Tröstkammer; denn in ihr wurde gebetet und abfolvirt. So soll in jedem Christenhaus auch eine Sakristei sein, wo jeden Abend gebetet und geandacht und Abfolvirt ertheilt wird. Es giebt Ehen ohne Sakristei. Da fährt der Mann ein Buch über die Fehler, oder Verfümmnisse seiner Frau, die Frau hat ein Notizbuch, worin sie anzeichnet, wenn der Mann nicht lebens-

würdig mit ihr war. Gejagt wird nichts, nur stillschweigend notirt, bis einmal eine jener häuslichen Szenen sich ereignet: flugs fährt jedes in die Tasche, zieht die Rechnung heraus und beginnt dem andern vorzulesen: „Da und da hast du mir das gefagt oder jenes gethan“ — die Liste ist lang und die Erbitterung ist groß. Das kommt davon, wenn keine Sakristei im Hause ist. Christenleute thun anders, sie gehen allabendlich — „ehe die Sonne untergeht“ in die Sakristei, beichten einander, absolviren einander, bekennen, wo Eins dem Andern gefehlt, oder wo durch Meinungsverschiedenheit oder menschliche Schwachheit eine Dissonanz entstanden ist, vergeben und vergehen von Herzen, die Rechnung ist gerissen, und am andern Morgen ist wieder schön Wetter und voller Sonnenschein, man fängt von vorne wieder an, und wer eine solche Sakristei im Hause hat, der wird mir bezeugen, daß das Mittel probat ist.

„Zum Schluß noch: der heiligste Ort in der Kirche ist der Altar. Auch er darf in der Hauskirche nicht fehlen. Der Altar ist die Opferstätte, das Sinnbild der Liebe, wie der selige Vinet es in dem denkwürdigen Worte aus sprach: „Lieben heißt auf den Altar steigen.“ (Aimer c'est monter à l'autel.) Denn Liebe ist nicht, wie etliche meinen, das süße Gefühl und Bewußtsein, sich geliebt zu wissen, sondern Liebe ist ein Aufopfern der eigenen Wünsche und Eigenheiten, um das Andere glücklich zu machen, das sein Glück vertrauensvoll in unsere Hände gelegt hat. Liebe ist die volle Hingabe des Eigenen an das Andere.“

„Wo Kanzel und Orgel, wo Sakristei und Altar in einem Christenhaus sich finden, gebaut nach Osten mit Kreuz und Rose, da gefaltet sich solch Haus zum Kirchlein, und alle, die darin ein- und ausgehen, haben Theil an dem Segen dieser geweihten Stätte.“  
Und damit genug; Frommel versteht's. K. St.

Zum 100 jährigen Geburtsstag Manzoni's.

Von Hermann Bittig.

Wie die meisten Länder, so lag auch Italien zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts im Banne Frankreichs, und der französische Gehchmack überwucherte alle nationalen Bestrebungen, die sich irgendwo geltend machen wollten. Das war in erster Linie in der Literatur der Fall, wo man ausschließlich nach französischen Mustern arbeitete. An der Spitze stand Scipione Maffei, dessen Tragödie „Merope“ mit den Werken französischer Klassiker in eine Linie gestellt wurde, und der eine große Anzahl von Anhängern, „die französische Schule in Italien“ um sich versammelte. Der Befreiungskampf aber, der innerhalb des achtzehnten Jahrhunderts in die Literatur aller Völker wie ein reinigendes Gewitter sich vollzog, und die Herrschaft Frankreichs vernichtete, brachte auch in Italien die nationalen Bestrebungen wieder zur Geltung, und Dichter wie Metastasio, Gozzi, und der große Reformator Alfieri mit seiner begeisterten Vaterlandsliebe und seinem hohen sittlichen Ernst, geben sich speziell wieder dem italienischen Element hin. Alfieri's Einfluß auf die nachfolgende Generation der italienischen Dichter blieb ein mächtiger, und seit seinen Tragödien glaubte man wieder an den Ernst und Schöpfung des italienischen Geistes. Alfieri hatte zahlreiche Nachfolger, deren bedeutendster wohl Foscolo ist, aber das größte Ereigniß, was sich an seinen Namen knüpft, ist die Begründung der romantischen Schule in Italien. „Der Einfluß der deutschen und englischen Dichtung“, sagt Adolf Stern, „führte die Italiener, welche seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts literarisch hervortraten, zu ihrem Mittelalter zurück, befestigte die letzten Nachwirkungen des französischen Gehchmades und beförderte den Gehmungsentschluß der jüngeren Dichter von Alfieri. Da die gährenden politischen Hoffnungen und die Befreiungsgedanken der Italiener und ihre Rückwandlung zur nationalen Vergangenheit einen Vereinigungspunkt in Dante finden, blieb die italienische Romantik durchaus national und förderte die Wiedererweckung des italienischen Volkes mächtig. Das Haupt der romantischen Schule und damit der völligen Umgestaltung der italienischen Literatur überhaupt, war aber nun Manzoni, dem dieses Gedichtblatt bei Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages gewidmet sein soll. Alessandro Manzoni war am 7. März 1785, — die Angaben, daß er 1784 geboren sei, welche sich ebenfalls vielfach finden, sind irrtümliche, — in Mailand als Sohn des Grafen Manzoni geboren, und wurde, da sein Vater frühzeitig starb, fast ausschließlich von seiner Mutter, einer Tochter des berühmten Rechtsgelehrten Beccaria erzoget. Frühzeitig legte ihm dieselbe die Begeisterung für die schönen Wissenschaften an Herz, und Manzoni ergab sich mit Eifer seinen Studien in Mailand und Pavia. Seine Mutter war inzwischen nach Paris verzoget, und nachdem er seine Studien zu Ende geführt, folgte ihr der Sohn in die Stadt, die damals als die Hochburg der Philosophie angesehen wurde, nach. Mit den philosophischen Vorlesungen trat er bald in engeren, anregenden Verkehr und 1806 erschien in Paris auch sein erstes praktisches Werk „versi Scioliti“, eine Dichtung auf den Tod seines väterlichen Freundes Carlo Imbonati, die sich jedoch mehr durch

